



Eine Welt, eine Mission

Vor zweihundert Jahren wurde die Basler Mission gegründet. Missionare zogen in alle Welt, um Menschen vom Evangelium zu erzählen. Längst stehen nicht mehr nur Europäer im Dienst der Mission, sondern Menschen aus den verschiedensten Kontinenten. Josefina Hurtado aus Chile ist wie viele Menschen aus Südamerika katholisch aufgewachsen und fühlt sich bei der Arbeit mit Protestanten nach anfänglichen Vorurteilen sehr wohl. Für Pfarrer Myunghwan Kim aus Südkorea ist Mission ein Herzensanliegen, denn nur das Christentum führe zu Gott. Und Esther Takang aus Kamerun hat ihre eigene Mission innerhalb ihrer protestantischen Kirche – sie will die Rechte der Frauen stärken.

Esther Takang, Kamerun: «Frauen brauchen ein Wiedererwachen»

Endlich Ferien, mal nicht arbeiten, mal nur Kräfte tanken! Das war Esther Takangs Plan, als sie Ende Juli in Kamerun ins Flugzeug stieg und in Frankfurt am Main landete, wo ihre Cousine lebt. Aber jetzt ist sie doch nach Basel ins Missionshaus von Mission 21 gekommen, für deren Partnerkirche in Kamerun sie arbeitet. Gerade hat sie eine Besprechung hinter sich, jetzt ist der Interviewtermin mit der Journalistin. «Nun arbeite ich also doch wieder», sagt die 43-Jährige lächelnd. «Wäre ich in den Ferien in Kamerun geblieben, dann würde ich noch mehr arbeiten.» Denn wenn sie merkt, dass sie irgendwo einen Beitrag leisten kann, dann ergreift sie sogleich die Gelegenheit. Warum? «Ich mag meine Arbeit eben. Sie erfüllt mich», sagt sie.

Die engagierte Frau leitet den Bereich Frauenarbeit in der Presbyterianischen Kirche in Südwestkamerun. Dort werden Frauen zum Beispiel als Leiterinnen für kirchliche Gruppen ausgebildet. Esther Takang hat in Kamerun Gender Studies studiert, «weil das ein aktuelles Thema ist», wie sie sagt. Sie habe immer wieder bemerkt, wie Frauen in den Hintergrund gedrängt und von Führungspositionen ausgeschlossen würden: «Frauen brauchen eine Art von Wiedererwachen. Sie müssen begreifen, dass sie handlungsfähig sind und nicht nur von Männern abhängen», sagt sie. Dafür kämpft sie, das ist ihre Mission.

Eine ganz andere Mission hat dazu geführt, dass Esther Takang heute für die Presbyterianische Kirche in Kamerun arbeitet. Sie ist Teil dieser Kirche, weil Basler Missionare sich einst im Dorf ihrer Familie mütterlicherseits niederge-

lassen hatten und die Dorfbewohner mit dem christlichen Glauben in Berührung brachten. Ihre Vorfahren wurden Christen, es entstand eine Presbyterianische Kirche. In einem anderen Dorf waren katholische Missionare am Werk, durch die die Familie ihres Vaters das Christentum annahm.

Die heutige Protestantin wuchs im Dorf ihres Vaters auf und besuchte als Kind die katholische Kirche, bis sie sich eines Tages entschloss, mit ihren Verwandten mütterlicherseits die presbyterianische Kirche zu besuchen. Doch ob jemand katholisch oder presbyterianisch ist, spielt für sie keine grosse Rolle: «Wir sind alle Christen!», betont sie.

Teile der Kultur zerstört

Dass die katholischen und reformierten Missionare das Christentum in ihr Heimatland gebracht haben, will Esther Takang weder als besonders gut noch als schlecht bewerten: «Sicher, bis zu einem gewissen Mass haben die Missionare manche kulturelle Praktiken zerstört. Sie hielten die Gesellschaft für primitiv», sagt sie. «Aber das Ganze hat sowohl negative als auch positive Seiten.» Das Christentum habe viele Werte in ihr Leben gebracht, erklärt sie und sagt: «Ich sehe mich als Kind Gottes. Und worum geht es im Christentum? Um Liebe!», erklärt sie freudestrahlend.

Sie betont gerne die positiven Seiten der christlichen Religion. Das heisst aber nicht, dass sie nichts zu bemängeln hätte. «Ich will die Bibel nicht kritisieren», sagt sie, «aber Paulus sagt, eine Frau soll demütig sein und in der Kirche nicht sprechen. Und ich meine, eine Frau ist ein menschliches Wesen. Sie soll tun



Foto: Eva Mell

können, was auch alle Männer tun können.» Esther Takang geht bei ihrer eigenen Mission keine Kompromisse ein. Auf ihrem Weg fühlt sie sich von der Presbyterianischen Kirche in Kamerun unterstützt: «Diese Kirche hat schon viel getan. Und unser Frauentraining geht über die kirchliche Arbeit hinaus, denn wir Christen sind ja auch Teil der Gesellschaft», sagt sie. Auch mit Mission 21 in Basel fühlt sie sich verbunden – und findet, dass die Organisation in der heutigen Zeit eine Mission verfolgt, die man nur unterstützen kann: «Mission 21 setzt sich für das Wohl der Menschen ein», erklärt sie. «Es wird nicht nur die gute Nachricht von Jesus Christus gepredigt. Das Ziel ist eine gute Entwicklung der Welt.»

von Eva Mell ▶

200 Jahre Basler Mission

Myunghwan Kim, Südkorea: «Die Mission ist mein Schicksal»

Es ist ein grosser und seit Langem gehegter Traum von Pastor Kim, irgendwann in seinem Leben als Missionar tätig zu sein. Vielleicht in Swasiland, wo sein bester Freund bereits für eine Mission arbeitet? Die beiden haben in Korea miteinander Ingenieurwissenschaften studiert, bevor sie sich der Theologie zuwandten.

Während der Demokratisierung Südkoreas nach 1990 wurde das Land von einer Aufbruchsstimmung erfasst, die auch auf die Theologiestudenten überschwappte. Die jungen Christen wollten das Evangelium in die Welt hinausstrahlen, gemäss der Aufforderung Jesu: «Geht nun hin und macht alle Völker zu Jüngern: Taufte sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe. Und seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende» (Mt 28,19f.).

Evangelium für alle

Bevor der schmale, kleine Pastor mit dem jugendlichen Gesicht aber möglicherweise als Missionar in die Welt hinauszieht, bleibt er noch vier Jahre lang für die koreanische Gemeinschaft in der Schweiz. Neben der reformierten Kirchengemeinde Hansomang in Zürich betreut er auch die koreanische Gemeinde in Bern. Die Hansomang-Gemeinde ist eine Gemeinschaft von Christen, die sich im Namen Jesu versammeln, um ihm ähnlicher zu werden. Die Stelle des koreanischen Pfarrers in der Schweiz wird seit 1988 von den reformierten Landeskirchen, dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund und von Mission 21 gestiftet, nach einer Vereinbarung mit

der Presbyterianischen Kirche Korea zur Förderung des gegenseitigen Verständnisses und eines regelmässigen Austauschs von Theologen und Laien.

Obwohl Pastor Kim Korea und seine Familie dort vermisst, gefällt es ihm gut in der Schweiz. «Das Leben hier ist anders als in Korea. Die Leute haben fünf oder sechs Wochen Sommerferien, bei uns hat man nur drei Tage. Und es gibt so viele Veranstaltungen an den Sonntagen. In Korea gehen die Leute an diesem Tag nur in die Kirche.» Die Stelle in Bern hatte Kim schon vor seinem Antritt kennengelernt und für sich gedacht, dass das eine sehr bedeutende Arbeit sei. Er musste sich aber erst in Bonn die Pastorensporen abverdienen, wohin er nach dem Studium gemeinsam mit seiner Frau migriert war.

Früher kamen neu zugezogene Koreaner in die Kirche, wenn sie Informationen darüber brauchten, wie das Leben im betreffenden Land funktioniert. Heute gibt es dafür das Internet. Neue Mitglieder für die Kirche zu finden, ist deshalb für Kim eine Herausforderung. In Zürich gibt es immerhin eine koreanische Schule, in der Kinder die Sprache lernen und die Koreaner sich treffen. Dort darf man zwar nicht über Religion

sprechen, aber man kann sich mit den Eltern der Kinder anfreunden und sie zu einem späteren Zeitpunkt in einen Gottesdienst einladen. Ist die Rekrutierung von Neumitgliedern auch eine Art Mission? «Ja», sagt Kim, und lächelt fein, so wie er es während des Gesprächs oft tut. «Mission ist mein Schicksal und das Christentum der einzige Weg zu Gott. Die Missionsarbeit dauert lange, aber wenn man von etwas überzeugt ist, dann muss man es tun.»

Überhaupt findet Kim nichts Schlechtes an Mission, auch nicht an der, die ausländische Missionare in Korea betrieben haben. «Die reformierten Christen haben Korea wirtschaftlich vorangebracht, weil sie so fleissig sind.» Nicht zuletzt deshalb ist es auch legitim, heutzutage Mission zu betreiben, vor allem in armen Ländern. Koreanische Missionare sind hauptsächlich in Afrika, Südostasien und im mittleren Osten tätig. Sie betrachten ihre Religion als die einzig richtige und die anderen als falsch, «weil es nur einen einzigen Weg zu Gott gibt», ist Pastor Kim überzeugt.

von Christine Schnapp



Foto: Christine Schnapp

Josefina Hurtado, Chile: «Ich wollte nicht zu dieser Kirche gehören»

«Ja, ich hatte auch Vorurteile», sagt Josefina Hurtado. Die Mutter von zwei Töchtern und Grossmutter von vier Enkelkindern ist katholisch aufgewachsen – so wie die meisten Menschen in ihrem Heimatland Chile. Protestanten sind in der Minderheit. Und unter den Protestanten wiederum bilden die Pfingstkirchen eine Minderheit. Zu diesen charismatisch und missionarisch orientierten Gemeinden wollen viele Chilenen lieber eine gewisse Distanz wahren. Genau das tat die 58-jährige lange Zeit.

Im katholisch geprägten Südamerika wurde die protestantische Basler Mission erst spät aktiv – im Vergleich zu Afrika und Asien, wo ihre Missionsarbeit im 19. Jahrhundert einsetzte. In Chile begann sie ihre Zusammenarbeit mit evangelischen Kirchen zu Beginn der 1980er Jahre. Unter anderem unterstützte sie den Evangelischen Entwicklungsdienst «Sepade» (Servicio Evangé-

lico para el Desarrollo) für Menschen am Rande der Gesellschaft – ein Projekt der Pfingstmissionskirche (Misión Iglesia Pentecostal, MIP). Die Unterstützung führt heute Mission 21 fort, deren grösster Trägerverein die Basler Mission ist.

Als diese Zusammenarbeit begann, interessierte sich Josefina Hurtado noch kaum für die Arbeit religiöser Organisationen. Sie hatte Sozialanthropologie studiert und war Teil feministischer Bewegungen, die sich während der Pinochet-Diktatur in Chile (1973–1990) bildeten. «Es gab zur dieser Zeit viele soziale Probleme und politische Gewalt», erinnert sie sich. «Die Frauen in Chile und in anderen Ländern haben sich organisiert und füreinander eingesetzt.» Die Sozialanthropologin arbeitete mit Gleichgesinnten erfolgreich daran, Gender Studies in Chile zu etablieren. «Ich habe also nicht Gender Studies studiert, ich habe sie mitbegründet», sagt sie. Die Kirche spielte in jener Zeit in ihren Krei-

sen keine Rolle. Josefina Hurtado war zwar früher in der katholischen Kirche engagiert, «aber nur bis zu meiner Jugendzeit», erzählt sie. Dann begann sie sich für die Meinungen ihres kirchendistanzierten Vaters zu interessieren: «Ein intellektueller Mann, in dessen grosser Bibliothek ich gern Zeit verbrachte.»

Die eigene Spiritualität entdeckt

Aber nicht nur das Lesen und Lernen in Bibliotheken und an Universitäten gefiel ihr. Die Mitbegründerin der Gender Studies wollte ganz praktisch etwas für Frauen tun. Ende der achtziger Jahre bewarb sie sich deshalb beim Evangelischen Entwicklungsdienst der Pfingstmissionskirche – trotz mancher Vorurteile: «Als ich dort angefangen habe, war mir klar, dass ich nicht zu dieser Kirche gehören wollte.» Sie ist tatsächlich nie Mitglied geworden. «Aber diese Erfahrung war sehr wichtig für mich. Ich bin wieder mit Religion und meiner eigenen Spiritualität in Verbindung gekommen.»

1991 gründete sie mit Frauen aus dem Umfeld dieser Kirche das feministische Kollektiv «Con-spirando». Im selben Zeitraum hat sie den Bereich Frauenarbeit beim Evangelischen Entwicklungsdienst mit den beiden Hauptbereichen Gewaltprävention und soziale Beteiligung übernommen – und ist nach Europa gereist, um für die Basler Mission von den Programmen in Chile zu berichten.

Seit zwei Jahren ist sie nun Leiterin der Stabsstelle «Frauen und Gender» bei Mission 21. Dafür ist sie nach Basel gezogen. Das schwierigste an ihrem neuen Wohn- und Arbeitsort? «Das war der Sprachshock», sagt sie. Und auch in ihrer weltweiten Frauenarbeit gehören die Sprachbarrieren zu ihren grössten Herausforderungen.

Derzeit arbeitet sie an einem mehrsprachigen Blog zur Vernetzung von Frauen in allen Einsatzgebieten von Mission 21. Die weltweite Zusammenarbeit schätzt Josefina Hurtado übrigens besonders an Mission 21: «Für mich ist die Essenz des Begriffs Mission der Austausch mit anderen», sagt sie. «Bei Mission 21 beeindruckt mich, dass die Organisation fest auf christlichen Werten steht, aber gleichzeitig die Menschen mit ihrem jeweils eigenen Glauben akzeptiert.» Ganz ohne Vorurteile.

von Eva Mell



Foto: Eva Mell